

Wolfgang Huber

Predigt zum Erntedankfest in der St.-Matthäus-Kirche in Berlin

6. Oktober 2019

Jesaja 58,7-12

Liebe Gemeinde, einmal im Jahr ein Tag, der dem Danken gewidmet ist. Thanksgiving ist die amerikanische Variante, in diesem Jahr am 28. November, wie immer donnerstags. Erntedank, dieses Jahr am 6. Oktober, wie immer an einem Sonntag. Die Traditionen dieser beiden Feste unterscheiden sich in vielen Hinsichten. Gemeinsam ist ihnen: Einmal im Jahr steht das Danken allem anderen voran.

Wie kann man danken? Der 1977 aus der DDR in die Bundesrepublik emigrierte Dichter Reiner Kunze, Autor einer DDR-Kritik unter dem Titel „Die wunderbaren Jahre“ und eines Kinderbuchs über den „Löwen Leopold“, gibt eine einfache Gebrauchsanweisung des Dankens. Sie findet sich in dem Gedicht „Fast ein Gebet“.

*Wir haben ein Dach
und Brot im Fach
und Wasser im Haus,
da hält man's aus.
Und wir haben es warm
Und haben ein Bett.
O Gott, dass doch jeder
Das alles hätt'!*

Welch eigentümliche Umkehrung. Dass wir, die wir Dach und Brot im Fach und Wasser im Haus haben, nicht frieren und nicht auf dem Boden schlafen müssen, nehmen wir als selbstverständlich hin. Dafür, dass es

anderen ebenso gehen soll, wenden wir uns an Gott. Reiner Kunze diagnostiziert das genau: „O Gott, dass doch jeder das alles hätt“.

Der alttestamentliche Prophet, der uns wie andere Propheten vor ihm im heutigen Predigttext unter dem Namen Jesaja begegnet, sieht es umgekehrt. Dass uns so vieles zufällt, ist alles andere als selbstverständlich; es ist Grund zur Dankbarkeit. Selbstverständlich aber sollte sein, dass wir mit denen teilen, denen das Nötigste fehlt. Danken ist der Anfang des Teilens.

Erntedank ist das Fest dieser Umkehrung. Die gewohnte Haltung wird in Frage gestellt. Sie sagt: Dass wir alles haben, versteht sich von selbst; allenfalls, wenn uns oder anderen etwas fehlt, wenden wir uns an Gott. Die Umkehrung sagt: Dass wir aus der Fülle leben dürfen, ist alles andere als selbstverständlich; es ist Grund zur Dankbarkeit. Für den Mangel der anderen aber nehmen wir nicht Gott in Anspruch, sondern sehen uns selbst in der Verantwortung: *Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut!*

Der Autor dieser ebenso radikalen wie poetischen Sätze beobachtet die Lage des Volks Israel nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft. Das Volk hat die zweite Phase der Sklaverei hinter sich: erst Ägypten, dann, jedenfalls für die Oberschicht, Babylon. Zwischen diesen beiden Zeiten von Sklaverei und Exil liegen Jahrhunderte; doch die zweite Befreiung – aus Babylon – ist ebenso sensationell wie die erste – aus Ägypten.

Doch ob diese Befreiung selbst schon das Heil verbürgt, ist unter denen, die nach der Zeit der babylonischen Gefangenschaft nach Jerusalem zurückkehren, umstritten. Zwei Fraktionen stehen einander gegenüber. Die eine sagt: Das Heil bricht an, wenn der zerstörte Tempel wieder neu errichtet ist. Die andere sagt: Das Heil ist nahe, wenn wir

unser Verhalten ändern. Beide Fraktionen begegnen uns in der Hebräischen Bibel, unserem Alten Testament. Wir können die Auseinandersetzung, die sich um das Jahr 520 vor Christi Geburt zuspitzt, hautnah miterleben. Die Propheten Haggai und Sacharja stehen auf der einen Seite; sie preisen die Fertigstellung des neuen Tempels. Unser Prophet, der den Kollektivnamen Jesaja trägt, steht auf der anderen Seite und prüft das Handeln der Menschen. Die einen sagen: Mit dem Wiederaufbau des Tempels versichern wir uns des Heils. Jesaja aber erklärt: Wenn wir unser Verhalten ändern, kommt das Heil.

Kein Zweifel: Die einen wie die andern sind von Dankbarkeit getrieben: von der Dankbarkeit für die Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft. Aber sie ziehen unterschiedliche Konsequenzen: kultisch die einen, sozial die anderen. Unser Jesaja steht auf der zweiten Seite. Er gibt sich nicht mit dem Bau des Tempels zufrieden, sondern wirbt dafür, dass das Volk sein Verhalten ändert. Vor allem soll die Oberschicht aufhören, ihre Volksgenossen politisch und wirtschaftlich zu unterdrücken. *Wenn du in deiner Mitte niemand unterjochst und nicht mit Fingern zeigst und nicht übel redest, sondern den Hungrigen dein Herz finden lässt und den Elenden sättigst, dann wird dein Licht in der Finsternis aufgehen, und dein Dunkel wird sein wie der Mittag.* Das also ist der Weg, Jerusalem wieder aufzubauen. Auf diese Weise wird die Stadt zu Reichtum kommen und wie ein paradiesischer Garten blühen. Mit großer Intensität beschreibt der Prophet die Verheißung, die über solchem Handeln liegt: *Und der Herr wird dich immerdar führen und dich sättigen in der Dürre und dein Gebein stärken. Und du wirst sein wie ein bewässerter Garten und wie eine Wasserquelle, der es nie an Wasser fehlt. Und es soll durch dich wiederaufgebaut werden, was lange wüst gelegen hat, und du wirst wieder aufrichten, was vorzeiten gegründet ward; und du sollst heißen: „Der die Lücken zumauert und die Wege ausbessert, dass man darin wohnen könne“.*

Beglückend veränderte Lebensverhältnisse rückt der Prophet ins Bild: Zerstörte Häuser werden wieder errichtet, verwüstete Wege ausgebessert. Es fehlt nicht an Wasser, um die Gärten zum Grünen zu bringen. Wie nah uns das alles ist! Es hat seinen Grund in einer veränderten Lebensweise – wie wahr bis zum heutigen Tag.

Auch wir sehen drohendes Unheil und wissen: ohne unsere Lebensweise zu verändern, kein Entrinnen. Der Weg ins Freie steht – noch – offen. Wir haben die Chance, unser Verhalten zu verändern – gerade in einem reichen Land wie dem unseren. Diese Chance zu ergreifen, muss nicht notwendigerweise eine Alternative zum Tempel sein, für den die andere Seite eintritt. Man muss nicht zwischen beidem wählen, man kann es auch miteinander verbinden. Auch wir müssen uns nicht entscheiden zwischen dem Wunsch, in einer herrlichen Kirche wie St. Matthäus Gottesdienste zu erleben, die liturgisch, musikalisch und durch die Predigt überzeugen, und der Einsicht, dass unsere Dankbarkeit nach Konsequenz ruft. Sie muss Folgen zeitigen, wenn sie nicht zur leeren Formel werden soll.

Es fehlt uns nicht an den nötigen Einsichten, sondern eher an der inneren Kraft! Wie sollten wir da Gottesdienst und Verhalten gegeneinander ausspielen wollen, und das auch noch am Sonntag Abend in St. Matthäus! Nein, bewegende Gottesdienste sind nicht gering zu schätzen. Gering geschätzt werden sie nur durch Gleichgültigkeit. Das Erntedankfest handelt nicht nur vom Dank, sondern vor allem davon, dass er Folgen nach sich zieht.

Wofür danken wir – und welche Folgen wird das haben? Am Erntedankfest danken wir für das tägliche Brot. Deshalb können wir uns nicht damit abfinden, dass noch immer Menschen in dieser Stadt und in der Weite des Globus unter Hunger leiden. Das Erntedankfest schließt unsere Entschlossenheit ein, dass die Lebensmittel dieser Erde, die – noch immer – für alle reichen, auch tatsächlich alle erreichen. *Brich mit*

den Hungrigen dein Brot. Am Erntedankfest freuen wir uns an der Einheit mit der Natur. Dieses Fest schließt deshalb die Einsicht ein, dass wir die Natur bewahren müssen, wenn sie uns und alle anderen weiterhin ernähren soll.

Unser Leben erschöpft sich nicht in Essen und Trinken. Martin Luther hat uns zu Recht ein viel weiteres Verständnis des täglichen Brots hinterlassen: *Tägliches Brot ist alles, was Not tut für Leib und Leben, wie Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromme Eheleute, frohe Kinder, fromme Gehilfen, fromme und getreue Oberherren, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen.* Eine großartige Aufzählung, die wir alle noch um manches erweitern könnten.

Hier in St. Matthäus will ich aus der Aufzählung all dessen, was für den Reformator zum täglichen Brot gehört, die guten Freunde und getreuen Nachbarn hervorheben. Wir alle werden dabei an die Netze denken, in denen wir leben, das Gespinnst aus Familie, Freunden, Nachbarschaft, verlässliche Arbeitskolleginnen und -kollegen nicht zu vergessen. Was wäre unser Leben ohne diese Grundlage? Was für das Leben jeder und jedes einzelnen gilt, trifft genauso auch für das Gemeinwesen zu. Wenn wir es nur noch aus der Verbraucherperspektive anschauen und damit zu Staatsverbrauchern werden, gerät das Gemeinwesen in Gefahr. Wir selbst müssen nicht nur uns selbst Nächste sein, sondern mit Staat und Gesellschaft als gute Freunde und getreue Nachbarn verbunden sein, wann immer nötig auch durch Kritik. Die jungen Protestierer an den *fridays for future*, auch die älteren *scientists for future* und andere Sympathisanten – sind sie nicht alle gute Freunde und getreue Nachbarn eines Gemeinwesens, das sich nicht nur heutigen Wählerinnen und Wählern, sondern auch künftigen Generationen verantwortlich weiß?

Ebenso wie das persönliche Leben, ebenso wie Gesellschaft und Staat ist die Kirche auf gute Freunde und getreue Nachbarn angewiesen. Auch dafür, von ihnen zu reden, ist das Erntedankfest der richtige Tag. Was wäre unsere Kirche ohne die Menschen, die sie tragen, für sie sorgen, ja, das kostbare Wort darf nicht fehlen: ihr dienen?

St. Matthäus ist dafür beispielhaft. Den Übergang dieser Kirche von der Gemeindekirche zur Kulturkirche, von der Parochialgemeinde zu einer Profilkirche habe ich von den Anfängen an miterlebt. Mir war bewusst, dass dieses kühne Vorhaben nur mit guten Freunden und treuen Nachbarn gelingen kann. An ihnen hat es nie gefehlt; und ihre Zahl ist über die Jahre beharrlich gewachsen. Neben die Initiatoren und ersten Mitarbeiter, neben die Kuratoren und Unterstützer, neben die Vertreter der Nachbarinstitutionen am Kulturforum, die sich für die Idee der Kulturstiftung St. Matthäus öffneten, sind Menschen getreten, die diese Kirche zu ihrer eigenen Sache gemacht haben: der Freundeskreis unter der Leitung unseres heutigen Lektors Jan-Lüder Röhrs, der Kirchdienst und die Lektoren, die Menschen, die dafür einstehen, dass St. Matthäus eine offene Kirche ist, und diejenigen, die regelmäßig Orgelandauchten gestalten. Kurz: die wenigen berufenen und die vielen ehrenamtlichen Mitträger dieses Ortes geben viel Grund dafür, dass wir heute ein Erntedankfest feiern. Zum täglichen Brot, sagt Martin Luther, gehört „alles, was Not tut für Leib und Leben“, darunter auch „gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.“ Ich denke dabei mit großer Dankbarkeit an die guten Freunde und getreuen Nachbarn von St. Matthäus.

Ich will keine heile Welt malen. Um uns geschieht nicht nur, was Dank verdient. Leid und Elend dürfen und können wir nicht verdrängen. Ebenso wie der Erntedank uns mit denen konfrontiert, die Hunger leiden, erinnert uns der Dank für gute Freunde und getreue Nachbarn an die Menschen, die jäh aus unserer Mitte gerissen oder durch ihr Alter an

weiterem Engagement gehindert werden. Wer unter uns hätte keinen Anlass, dass sich in Dankbarkeit auch Trauer mischt? Doch auch angesichts von Schmerz und Enttäuschung gilt der Rat, sich am Abend vier Erfahrungen des Tages vor Augen zu halten oder niederzuschreiben: drei gute und eine schlechte. Ich kenne Menschen, die sich in schwierigsten Zeiten an diesen Rat gehalten haben. Auch in ausweglosen Situationen hatten sie Grund zur Zuversicht. Dafür brauchten sie Gott.

Mit „fast einem Gebet“ habe ich begonnen. Mit „keinem Gebet“ will ich schließen. Es stammt von dem Rapper Sido: „Das hier ist dein Song. Ja, ich weiß, ich hab oft gesagt, ich glaub nicht – doch jeder Mensch braucht dich. Ja auch ich. ... Das hier ist kein Gebet. Ich will nur Danke sagen dafür, dass du mir den Engel schickst an manchen Tagen, dafür, dass der mir das Leben zeigt.“

Fast kein Gebet, gar kein Gebet – auch sie passen dazu, dass Danken zum Teilen führt. *Brich mit den Hungrigen dein Brot.*